

31. Okt. 2005

# Auch in Deutschland lässt sich's forschen

Rückkehrer aus Amerika erzählen von ihren Erfahrungen – Gemischte Bilanz – US-Hochschulen erhalten mehr privates Geld

Mehr als hundert deutsche Forscher, die in Amerika arbeiten, haben vor Kurzem in einem offenen Brief ihre Bereitschaft zur Rückkehr erklärt. Allerdings fordern sie mehr Flexibilität für das deutsche System. Wir haben deutsche Forscher zu ihren Amerikaeinfahrungen befragt.

Von Wolfgang Borgmann

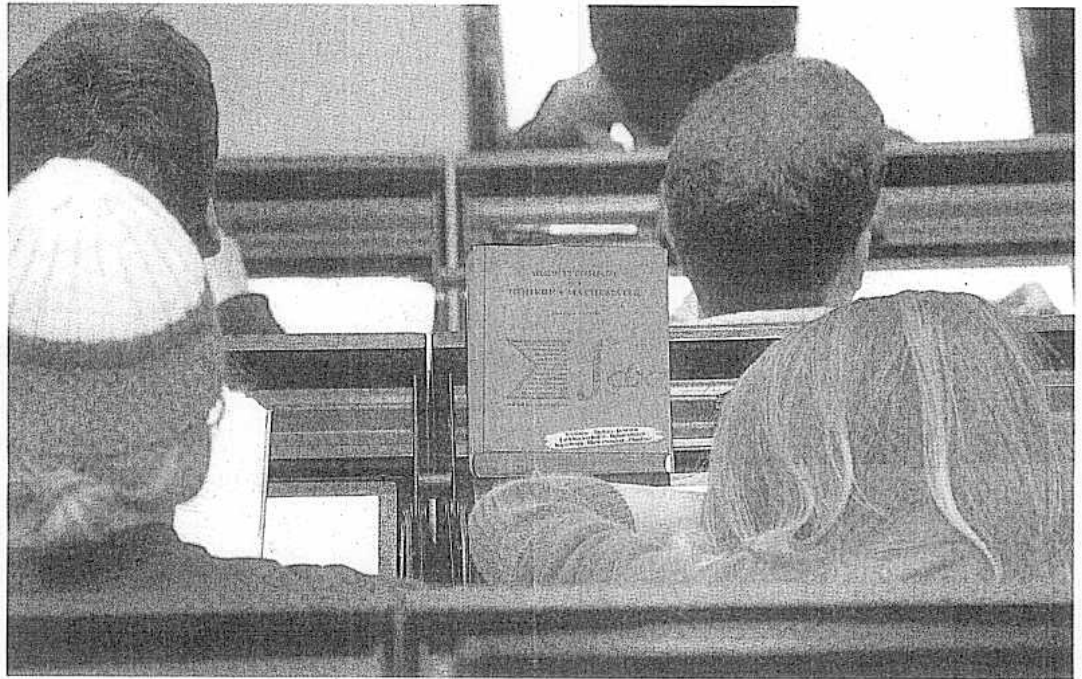
Das Datenmaterial über die deutsch-amerikanischen Wanderungsbewegungen gibt keine eindeutige Auskunft über den Verbleib deutscher Forscher. In einer neuen, mit amerikanischer Hilfe entstandenen Studie des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung in Wiesbaden wird aber die These vertreten, dass zwar immer mehr deutsche Wissenschaftler gern ins Ausland gingen – vorzugsweise nach Amerika, um dort zu studieren und erste berufliche Erfahrungen zu sammeln –, „der größte Teil der Höherqualifizierten kehrt aber nach Deutschland zurück“.

Zumindest für den ersten Teil dieser These kann Helmut Dosch, geschäftsführender Direktor am Stuttgarter Max-Planck-Institut für Metallforschung, Belege liefern: „Die Postdocs sind zu einer Art deutschem Export-schlager geworden. Wir können sie gar nicht so schnell ausbilden, wie sie angefordert werden.“ Allein aus seinem Institut sind vier Absolventen nach Harvard, Princeton und Stanford gegangen. Aber: kommen sie zurück? Durchaus, wie das Beispiel eines deutschen Jungforschers zeigt, der nach Aufenthalt in Princeton und Oxford eine C-4-Professur in Tübingen bekam. Dosch selbst ist ein Rückkehrer aus Amerika. Er war in den achtziger Jahren an der Cornell-Universität, hätte damals nach Stanford gehen können und entschloss sich aber, auch aus privaten Gründen, nach Deutschland zurückzukehren. Und er hat es bis heute nicht bereut.

## Leichter die Richtung wechseln

Dosch nennt einen wesentlichen Grund dafür, dass Amerika als Forschungsstandort in mancher Hinsicht attraktiver ist als Deutschland. Und das ist das private Geld wohlhabender Spender und ehemaliger Absolventen, das in Amerika reichlich auf private, aber auch auf staatliche Universitäten fällt. Man könne sozusagen über Nacht „neue Institute aus dem Boden stampfen“, wenn neue Forschungsrichtungen auch neue Strukturen benötigten. Überfällig sei eine entsprechende Änderung des deutschen Steuerrechts. In Deutschland müssten dafür erst entsprechende Stellen frei werden.

Ein gutes Beispiel dafür ist ein Rückkehrer aus Harvard, das über reichlich private Spendengelder verfügt. Der 43-jährige Biochemiker Thilo Stehle hat in diesem Jahr als Professor am Interfakultären Institut für Biochemie in Tübingen angefangen. Der gebir-



Mancher Amerikarückkehrer lobt die deutschen Mathematikstudenten: Sie seien häufig besser und motivierter als in den USA.

Foto Zweygarth

tige Stuttgarter arbeitete an der medizinischen Hochschule in Harvard und finanzierte seine Projekte weitgehend aus Drittmitteln, einschließlich des eigenen Gehalts. Ihn lockte, trotz guter Angebote aus dem Gastland, ein Generationswechsel in die Tübinger Biochemie und die Aussicht, neue Forschungspfade einschlagen zu können. Stehle beschäftigt sich mit der Aufklärung der Struktur von Viren auf atomarer Ebene, die später einmal für die Entwicklung von Medikamenten wichtig werden könnten, und natürlich gibt es dafür auch einen Markt in Amerika.

Seit Ende des vergangenen Jahres ist der 36-jährige Martin Cerner Professor an der Tübinger Fakultät für Mathematik und Physik. Der Spezialist für Wahrscheinlichkeitstheorie und Statistik war nach Stationen an der ETH Zürich und in Haifa einige Jahre in Kalifornien, zuletzt auch in Stanford. Er nennt zwar vor allem private Gründe für seine Rückkehr, hat den Wechsel aber offenbar nicht bereut. Was ihm und auch seinem Kollegen Stehle beim Vergleich zwischen Amerika und Deutschland auffällt, ist die hohe Lehrbelastung deutscher Hochschullehrer. Sie nennen acht bis neun Stunden pro

Woche, wobei die Vorbereitungszeit weit höher anzuschlagen sei. Obwohl beide versichern, dass sie gerne lehren, ist doch erkennbar, dass die Forschung darunter leiden kann.

Nun sind beide durch ihre Erfahrungen an den Eliteuniversitäten Stanford und Harvard geprägt. Dort ist das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Lehrer und Studenten so günstig, dass die Lehre in kleinen Gruppen einen ganz anderen Charakter hat und zeitlich nicht so aufwendig ist wie in Deutschland. Dabei erwähnt Stehle ausdrücklich die Aufgeschlossenheit seiner Tübinger Studenten. Das habe ihn schon bei seinem Vorstellungs-gespräch beeindruckt.

## Kein Fach mit Prestige

Nicht an einer Eliteuniversität der „Ivy League“, sondern im tiefen Süden war der gebürtige Schweizer Marcel Griesemer, der sich nach sechs Jahren an der Universität von Alabama in Birmingham jetzt an der UniStuttgart einrichtet. Der 39-jährige Mathematik-Professor freut sich über das große Interesse der Studenten an der Mathematik und entsprechende Anmeldungen. Das sei in Ame-

rika nicht so. Dort gebe es zwar gute Lehrstühle für Mathematik, nicht nur an den so genannten Eliteunis, aber bei Weitem nicht so gute und motivierte Studenten. Die Mathematik habe eben nicht das Sozialprestige wie etwa die Medizin oder das Recht. Dort werde eher das große Geld verdient.

Was ihm am deutschen System besonders auffällt, ist die im Vergleich zu den USA starke Bürokratisierung, die sich bis hin zur Anschaffung eines Bürostuhls auswirke. Er schätzt an Amerika den weitaus größeren Spielraum für den Forscher, wenn der Etat einmal zugewiesen sei. Besser sei auch die effiziente Gliederung der Abteilungen (Departments) mit einem klaren „Boss“, der als gewählter Vertreter die Geschäfte leite und in unklaren Fällen auch allein entscheiden könne. So seien etwa Berufungsfragen in Amerika weitaus weniger umständlich und weniger zeitraubend als in Deutschland.

Über sehr viel Auslandserfahrung verfügt der 1940 in Holland geborene Mathematiker und Philosoph John Anthony Willem Kamp, der über mehrere Stationen in England, Holland und Amerika 1988 nach Stuttgart als Professor für formale Logik und Philosophie der Sprache an das Institut für maschinelle Sprachverarbeitung kam und damals auch ein anderes Angebot aus Amerika hatte. Auch er führt die relativ hohe Lehrbelastung als Problem an. Ein weiteres Problem: der Wettbewerb um Forschungsgelder sei härter geworden. Doch die Zeit, die ein Projektleiter für neue Forschungsanträge aufbringen müsse, werde nicht angerechnet. In diesem Bereich aber könne man von Amerika durchaus lernen: ein Teil des Geldes werde für die Arbeit der Projektleiter abgezweigt. Diesem Beispiel seien auch europäische Nachbarn wie Holland, Schweden und England gefolgt.

Die Liste von Rückkehrern aus den USA ist, wie diese kleine Stichprobe zeigt, durchaus ansehnlich. Allen ist gemeinsam, dass sie nicht leichten Herzens aus Amerika weggegangen sind, aber in Deutschland auch nicht schlecht angekommen sind. Das gilt auch für den 43-jährigen Regelungstechniker Frank Allgöwer, Leibniz-Preisträger des vergangenen Jahres. Der Direktor des Instituts für Systemtheorie technischer Prozesse an der Uni Stuttgart ist seit Jahren ein Wanderer zwischen alter und neuer Welt. Sein Urteil: „Die Forschungsmöglichkeiten sind durchaus vergleichbar, wobei in Deutschland eine langfristige Forschung eher möglich ist“.



Aus den USA nach Stuttgart – trotz Angebot aus Stanford: Helmut Dosch Foto Zweygarth



Über England, Holland und die USA nach Stuttgart: John Anthony Willem Kamp Foto Sängler



Von der reichen Hochschule Harvard nach Tübingen: Thilo Stehle Foto Uni Tübingen